

# KARL MAY



DIE LIEBE DES ULANEN III

Der Kapitän der Kaisergarde

Weltbild

# **Die Liebe des Ulanen**

Roman aus der Zeit  
des Deutsch-Französischen Krieges

von

**Karl May**

Band III

**Weltbild**

Diese Ausgabe erscheint unter Zugrundelegung der 1901  
im Verlag H. G. Münchmeyer, Dresden-Niedersedlitz,  
herausgegebenen Buchfassung mit den Einzeltiteln der Buchausgabe  
von 1905 in modernisierter Rechtschreibung.

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.sammler-editionen.de](http://www.sammler-editionen.de)

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild Sammler-Editionen  
erschienenen Print-Ausgabe  
Copyright © 2012 by Weltbild Sammler-Editionen  
in der Verlagsgruppe Weltbild GmbH,  
Steinerne Furt, 86167 Augsburg  
Kolorierung der historischen Illustrationen:  
Sascha Wullemet, München  
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München,  
unter Verwendung einer kobrierten Originalillustration  
E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen  
ISBN 978-3-95569-974-1



# **Der Kapitän der Kaisergarde**

Roman

von

**Karl May**

Band III des Romans  
»Die Liebe des Ulanen«

**Weltbild**

# 1. Kapitel



Seit den letzterzählten Ereignissen war eine Reihe von Jahren vergangen. Noch lebte Hugo von Königsau, der einstige Liebling des alten Feldmarschalls Vorwärts, in stiller Zurückgezogenheit auf seinen beiden nebeneinanderliegenden Gütern. Er genoss an der Seite seiner treuen Margot ein Glück, wie es nur wenigen Irdischen beschieden ist.

Ein einziges Mal wurde dasselbe getrübt, als Margots Mutter, Frau Richemonte, starb. Wäre außerdem eine Trübung desselben möglich gewesen, so hätte das nur dadurch geschehen können, dass er sich noch immer mit jener leeren, dunklen Stelle beschäftigte, welche infolge des empfangenen Hiebes in seinem Gedächtnis zurückgeblieben war.

Fast so alt geworden wie der treue Kutscher Florian Rupprechtsberger, der ihm aus Jeannette nach Preußen gefolgt war, saß er mit diesem stundenlang beisammen, um über diesen unaufgeklärten Punkt zu verhandeln; aber vergebens, denn es war und blieb ihm unmöglich, sich auf den Ort zu besinnen, an welchem er die Kriegskasse vergraben hatte. Wenn dann Margot dazukam, so ahnte sie stets, welches der Gegenstand des Gespräches gewesen war. Sie legte ihm den Arm um den Nacken und meinte dann gewöhnlich in bittendem Ton:

»Ich vermute, dass du wieder über diese böse Kriegskasse nachgedacht hast. Ist es nicht so, lieber Hugo?«

»Leider, ja!«, pflegte er dann entweder trübe oder ärgerlich zu antworten.

»Lass das doch endlich auf sich beruhen! Wie oft habe ich dich schon darum gebeten, und doch willst du mir nicht diesen einzigen Gefallen tun!«

»Ich möchte wohl gern, das darfst du mir glauben; aber wenn der Gedanke kommt, so habe ich doch nicht die Macht, ihn von mir zu weisen.«

»Es ist aber überflüssig und vergeblich. Selbst wenn du dich auf den Ort besinnen könntest, dürftest du den Schatz ja doch nicht heben.«

»Warum nicht, meine Liebe?«

»Weil die Kriegskasse eine französische ist. Ihre Aneignung würde ja ein Diebstahl sein. Anders wäre es allerdings, wenn sie deutsches oder überhaupt Eigentum der Verbündeten gewesen wäre.«

»Ich kann dir nicht unrecht geben. Aber wenn wieder einmal ein Krieg zwischen den Deutschen und Franzosen ausbrechen würde, wenn wir diese Gegend okkupierten, dann hätten wir das Recht, uns der Beute, welche uns damals entgangen ist, zu bemächtigen.«

»Hoffen wir nicht, dass sich jene Zeit des Blutvergießens wiederhole.«

»Ich stimme dir bei. Aber auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen würde es vorteilhaft für mich sein, wenn ich mich auf den Ort besinnen könnte. Ich könnte eine bedeutende Gratifikation von Frankreich erlangen, wenn ich anzugeben vermöchte, wo eine solche Summe zu finden ist.«

»Lass das gut sein, lieber Hugo! Wir sind ja nicht in so bedrängter Lage, einer

Gratifikation zu bedürfen.«

Auf diese Bemerkung pflegte der alte Rittmeister nicht zu antworten; er tat, als sei er beruhigt, aber im Stillen sann und grübelte er weiter.

Margot hatte sehr recht, wenn sie sagte, dass sie sich nicht in einer bedrängten Lage befänden. Ihre beiden Güter brachten ihnen ein, was sie brauchten. Übrigens hatten sie ja den großen Meierhof Jeannette von der verstorbenen Baronin de Sainte-Marie geerbt. Diesen Besitz hatten sie im Laufe der Jahre sehr verbessert und dann einem tüchtigen Pächter übergeben. Er stand jetzt viel höher im Wert als vorher, obgleich sie dort, da der Hof ja in Frankreich lag, sich nur äußerst selten sehen ließen.

Ihr Sohn Gebhardt war glücklich aus Afrika zurückgekehrt. Er hatte die Ergebnisse seiner Forschungen veröffentlicht und sich dadurch einen ehrenvollen Ruf erworben. Das veranlasste ihn, auf diesem Felde weiterzuarbeiten. Er nahm zunächst Urlaub, um sich an weiteren Expeditionen zu beteiligen, welche ihm neue Ehren einbrachten. Darum kam er endlich um seinen Abschied ein. Da nicht die mindeste Aussicht auf einen Krieg war, so konnte er dies, ohne sich eine Blöße zu geben oder einen unwürdigen Verdacht auf sich zu laden. Er erhielt ihn sofort, da man gar wohl wusste, dass er dem Allgemeinen durch seine jetzige Tätigkeit weit mehr Nutzen bringe, als wenn man ihn auf eine enge Garnison beschränke. Und so war er von da an im Dienst der Wissenschaft oft lange Zeit von seinem Vaterland abwesend.

Ida de Rallion war seine Frau geworden. Sie liebten sich von ganzem Herzen und fanden in ihrer Ehe ganz dasselbe Glück, welches Gebhardts Eltern in ihrer Vereinigung gefunden hatten. Freilich sah Ida es nicht gern, dass Gebhardt so oft und so lange von der Heimat entfernt war; aber sie freute sich seines Ruhmes und fühlte doppelte Seligkeit, wenn er einmal zu ihr zurückkehrte. Während er in fernen Zonen weilte, fand sie ja Trost bei den geliebten Schwiegereltern, und als sie nun gar die Wonne hatte, erst einen Sohn und später auch eine Tochter zu haben, pflegte ihr die Zeit des Wartens nicht mehr so lang zu werden wie früher.

Ihr Sohn war Richard genannt worden. Vater und Mutter hingen in vereinter Liebe an ihm und dem kleinen Schwesterchen, und doch schien es beinahe, als ob ihre Zärtlichkeit von derjenigen der Großeltern fast noch überboten werde. Natürlich hatte der Knabe die Bestimmung, einst Offizier zu werden, und seine Erziehung erhielt eine streng nach diesem Ziel visierte Richtung. Bei der reichen Begabung, durch welche er sich auszeichnete, brachten die Bemühungen seiner Großeltern, Eltern und Lehrer überreichliche Früchte, und es ließ sich hoffen und erwarten, dass er einst dem Stand, für welchen man ihn bestimmt hatte, alle Ehre machen werde.

Während so die Familie Königsau sich eines reinen und beinahe ungetrübten Glückes erfreute, zog sich im Südwesten von ihnen eine schwere Wetterwolke gegen sie zusammen.

Napoleon der Dritte war erst Präsident und dann Kaiser von Frankreich geworden. Dieses Ereignis kam zweien sehr gelegen, welche bisher vergeblich auf eine erfolgversprechende Gelegenheit gewartet hatten, ihre Pläne in Ausführung zu bringen:

Kapitän Richemonte und sein Verwandter und Adoptivsohn, welcher sich in Afrika Ben Ali genannt hatte.

Sobald der Neffe des Onkels Kaiser geworden war, ließ sich annehmen, dass für alle diejenigen, welche an den Traditionen des ersten Kaiserreiches festgehalten hatten und Anhänger Napoleons des Ersten gewesen waren, nun endlich die längst ersehnte Zeit gekommen sei, sich geltend zu machen. Und sie hatten recht. Der Neffe, welcher keineswegs den gewaltigen Geist des großen Korsen hatte, suchte doch ein Nachahmer desselben zu sein. Er schmeichelte sich, in dessen Fußstapfen treten zu können, und war doch nichts als ein Nachäffer der äußeren Eigentümlichkeiten und Gepflogenheiten des großen Korsen.

Aber der Stand der Dinge in Europa war ihm günstig. Das Flittergold seiner Krone schien echtes Metall zu sein, und die Glasflimmer, mit denen er sich schmückte, warfen einen Glanz, dass man sie für echte Diamanten hielt. Hatte der Onkel durch die Gewalt seines Genies sich zum Schiedsrichter der halben Welt gemacht, so gelang es dem Neffen, durch verschlagene Taschenspielerstückchen die Völker und sogenannte Diplomaten zu täuschen. Man staunte, man war verblüfft; man bewunderte ihn sodann, und das war es ja, was er beabsichtigte; denn vom Angestaunt- und Bewundertwerden bis zur wirklichen Herrschaft ist ja nur ein kleiner Schritt, und diesen zu tun versäumte er nicht.

Hatte Napoleon es verstanden, das Genie zu sich emporzuziehen, selbst wenn er es in der niedersten Klasse des Volkes zu suchen hatte, so äffte ihm auch hier der Neffe nach, indem er nicht versäumte, sich Kreaturen zu schaffen, welche er für geeignet hielt, dem falschen Glanz seines Thrones noch einen kleinen Strahl hinzuzufügen. Welchen Wert diese Männer hatten, zeigte sich erst, als der Thron zusammenbrach. Und vielleicht gab es nur zwei Männer, welche diesen Wert oder vielmehr Unwert erkannt hatten und richtig zu beurteilen verstanden – Bismarck und Moltke, unter deren Fausthieben der ganze Kartenbau des Kaiserreiches später zusammenfiel.

Seit einiger Zeit gehörte zu jenen Günstlingen des Kaisers und der Kaiserin ein Mann, der uns bereits begegnet ist, nämlich Graf Jules Rallion, welcher zu wenig Ehre besessen hatte, auf die Forderung Gebhardts von Königsau mit der Waffe in der Hand zu antworten.

Er war damals feig entflohen, hatte aber sich nach Gebhardts Entfernung sofort wieder eingefunden, um seine Bewerbung um seine Cousine Ida fortzusetzen. Er war aber mit Verachtung zurück- und zurechtgewiesen worden und hatte mit Grimm sehen müssen, dass der Deutsche seine schöne Verwandte als Frau in sein Vaterland führte.

Seit jener Zeit hasste er Königsau noch mehr als früher, und dieser Hass erstreckte sich auch auf Kunz von Goldberg, welcher es verstanden hatte, die zweite Cousine und ebenso auch die alte, strenge Tante zu gewinnen. Wie gern hätte er sich an diesen beiden Deutschen gerächt! Aber leider fand sich keine Gelegenheit dazu. Und eine solche herbeizuführen, dazu war er weder mutig noch erfinderisch genug.

Obgleich ihm diese beiden Eigenschaften entgingen, gelang es ihm dennoch, sich bei

Hof einzubürgern. Eine Grafenkrone gibt Relief genug, um die Blicke von Schwächen abzuziehen, welche nicht geeignet waren, den Träger dieser Krone zu Ehren zu bringen. Infolge seines untertänigen Wesens und anderer negativen Eigenschaften, welche aber von einem glanzsüchtigen Fürsten lieber bemerkt werden als positive Vorzüge, wusste er sich besonders in die Gunst der Kaiserin einzuschmeicheln, und bald war es allgemein bekannt, dass die Stimme des Grafen Rallion das beste Mittel sei, sich das Kaiserpaar geneigt zu machen.

Kapitän Richemonte hörte davon. Schlau und rücksichtslos, wie er war, fand er bald Gelegenheit, sich dem Grafen auf eine verbindende Weise nützlich zu machen. Er erhielt Zutritt in dessen Gemächer, und seiner diabolischen Natur wurde es nicht schwer, bald einen gewissen Einfluss auf den schwachen Günstling zu gewinnen.

Nun erzählte er ihm von dem Baron de Sainte-Marie, welcher als Marabut gestorben sei und einen Sohn hinterlassen habe, der im Besitz der nötigen Papiere sei, sich als den rechtmäßigen Besitzer des Meierhofes Jeannette auszuweisen.

Der Graf nahm diese Erzählung mit Verwunderung entgegen. Als aber Richemonte berichtete, dass Bonaparte eine Nacht auf jener Besitzung zugebracht und dabei sein Herz verloren habe, fragte er schnell:

»An wen, lieber Kapitän?«

»An meine Schwester.«

»Wie? Sie haben eine Schwester?«

»Ja, gnädiger Herr.«

»Eine Schwester, welche von Bonaparte geliebt wurde? Und Sie haben mir dieselbe noch nicht vorgestellt? Das muss ich sehr übel vermerken, Kapitän. Eine Dame, welche die Zuneigung des großen Kaisers besessen hat, würde persona grata am hiesigen Hof sein. Sie haben da eine Unterlassungssünde begangen, welche ich Ihnen fast gar nicht verzeihen darf.«

»Ich hätte das, was Sie eine Unterlassungssünde nennen, sicherlich nicht begangen, Verehrtester, wenn es mir überhaupt möglich gewesen wäre, die Schwester Ihnen vorzustellen. Sie lebt nicht in Frankreich, sondern in Deutschland.«

Rallion blickte den Kapitän erstaunt an.

»In Deutschland?«, fragte er. »Wie kommt es, dass sie es sich bei den Feinden ihres kaiserlichen Geliebten gefallen lässt?«

»Sie würde sich die Anwendung des zärtlichen Wortes, welches Sie soeben zu ihr in Beziehung brachten, wohl verbitten. Sie ist der Zuneigung des Kaisers nicht wert gewesen; sie hat sich ablehnend verhalten und ihm einen deutschen Leutnant vorgezogen, dessen Frau sie geworden ist.«

»Ah, sie ist in Deutschland verheiratet! Welch ein Unsinn! Welch eine Dummheit! Welch ein Verrat an dem Land, in welchem sie geboren wurde!«, rief der Graf. »Aber ich habe freilich auch andere Mädchen gekannt, von denen diese ungelenken deutschen Barbaren uns vorgezogen wurden. Man sollte diese Art von Frauenzimmer mehr als mit bloßer Verachtung strafen. Ich sage dies, obgleich diejenige, von welcher soeben die



Rede war, Ihre Schwester ist. Dem Patriotismus dürfen Sie das nicht übelnehmen!«

»Daran denke ich nicht im Entferntesten! Diese Abtrünnigkeit der Schwester ist es ja gewesen, welche veranlasst hat, dass ich mich von der Letzteren vollständig losgesagt habe.«

»Ah! Sie verkehren gar nicht mir ihr?«

»Nein. Ich denke aber, jetzt wenigstens aus der Ferne und durch den Advokaten mit meinem Herrn Schwager in Verhandlung zu treten; denn diese verhasste Familie ist es ja, welche sich unrechtmäßigerweise in den Besitz jenes Meierhofes Jeannette gesetzt hat, dessen rechtmäßiger Eigentümer eigentlich der Baron de Sainte-Marie ist, von welchem ich Ihnen erzählte.«

Der Graf machte eine Bewegung der Überraschung und sagte:

»Ah, wirklich? Ist es so? Das wäre ein Umstand, welcher hier sehr in Betracht zu ziehen sein dürfte. Wie heißt jener Schwager?«

»Königsau.«

Der Graf trat unter allen Zeichen der höchsten Überraschung einen Schritt zurück und rief:

»Königsau? Wäre das möglich?«

»Ist Ihnen der Name bekannt?«, fragte der Kapitän, jetzt ebenso überrascht wie vorher der Graf.

»Oh, mehr als bekannt!«, antwortete dieser. »Wie ist der Vorname jenes Königsau?«

»Hugo.«

Der Graf sann einen Augenblick nach und meinte dann:

»Ich lernte einst bei meiner Tante einen Leutnant von Königsau kennen, welcher erzählte, dass sein Vater viel mit diesem alten Barbaren, dem Marschall Blücher, verkehrt habe.«

»So hat er Hugo von Königsau gemeint und ist sein Sohn gewesen.«

»Er nannte sich Gebhardt.«

»Das stimmt. Ich bin zwar jetzt nicht in Deutschland gewesen, aber ich habe Erkundigungen über die Familie eingezogen. Hugo von Königsau hat einen Sohn, welcher Gebhardt heißt.«

»Und jetzt besinne ich mich, bei meiner Tante gehört zu haben, dass Königsau, der Vater, eine gewisse Margot Richemonte geheiratet habe.«

»Das eben war meine Schwester. Sein Sohn, jener Gebhardt, hat eine Dame Ihres Namens, welche Französin ist, eine gewisse Ida de Rallion zur Frau genommen.«

Das Gesicht des Grafen verfinsterte sich. Es war darin der Ausdruck eines tiefen, unversöhnlichen Hasses zu erkennen.

»Diese Ida de Rallion war meine Cousine«, sagte er.

Der Kapitän warf einen forschenden Blick auf den Grafen. Seinem Scharfsinn fiel es nicht schwer, das Richtige zu erraten. Ein solcher Hass konnte nur in einem verlorenen Erbteil oder in verschmähter Liebe, vielleicht auch in beidem zugleich begründet sein.

»Ich hoffe nicht, dass Sie diese Cousine, welche ich eine Abtrünnige nennen muss,

vermisst haben?«, fragte er schlaue.

Der Graf ballte die Faust und antwortete:

»Wir waren so viel wie versprochen miteinander«, sagte er. »Aber wenn Ihre Schwester einen deutschen Leutnant dem Kaiser vorgezogen hat, so darf ich mich nicht wundern, wenn es meiner Cousine eingefallen ist, mich gegen einen ebensolchen Menschen zurückzusetzen. Oh, wie hasse ich diese Deutschen! Und wie hasse ich erst alles, was Königsau heißt und mit dieser Sippe in Verbindung steht!«

Der Kapitän nickte mit dem Kopf. Er ließ jenes Fletschen der Zähne sehen, welches bei ihm in Augenblicken des Ärgers, des Grimmes zu bemerken war. Doch dabei spielte ein Zug um seinen Mund, welcher einen aufmerksameren Beobachter, als der Graf war, leicht hätte erraten lassen, dass ihm der Zorn desselben ganz willkommen sei.

»Mein Hass begegnet sich mit dem Ihrigen«, sagte er, Rallion mit verstecktem Blick beobachtend. »Ich gäbe viel darum, wenn ich ein Mittel wüsste, die ganze Brut zu verderben!«

Der Graf ging sofort in die Falle, indem er eifrig zustimmte:

»Das ist ja auch mein Wunsch! Leider reicht mein Einfluss nicht weit genug. Man darf eine Faust in der Tasche machen, weiter nichts.«

»Und doch hätten wir gerade jetzt die beste Gelegenheit, diesen Königsaus einen prächtigen Streich zu spielen«, meinte er nachdenklich.

»Wieso?«

»Indem wir sie zwingen, Jeannette herauszugeben.«

»Ah, wirklich! Das ist ja wahr! Aber dann müsste Ihr Schützling vorher als Baron de Sainte-Marie anerkannt sein!«

»Dem steht nichts im Wege. Wir haben ja die klarsten Beweise in den Händen.«

»Darf ich dieselben sehen?«

»Wenn Sie erlauben, werde ich sie Ihnen vorlegen und Ihnen dabei auch den vorstellen, welchen Sie meinen Schützling nennen.«

»Ich bitte Sie darum! Es wird mir nicht schwer werden, den Kaiser für ihn zu interessieren. Ja, ich hoffe sogar, dass dieser mit ihm und Ihnen zu sprechen verlangen wird. Er wird sofort auch für Sie Teilnahme empfinden, wenn ich ihm erzähle, dass Ihre Schwester schön und interessant genug war, die Augen Bonapartes auf sich zu ziehen. Um dies zu können, muss ich aber besser unterrichtet sein, als dies jetzt der Fall ist. Wollen Sie mir nicht erzählen, auf welche Weise Ihre Schwester dem Kaiser begegnete?«

Richemonte folgte dieser Aufforderung. Seinem Bericht lag jener Überfall im Wald und der Aufenthalt Napoleons auf dem Meierhofe Jeannette zugrunde. Dies war aber auch das einzige Wahre daran. Er fügte Ausschmückungen und Episoden hinzu, welche nur zu dem Zweck erfunden waren, ihn selbst in einem günstigen Licht, die Königsaus aber in einem desto gehässigeren erscheinen zu lassen. Als er geendet hatte, meinte der Graf:

»So also ist es gewesen! Interessant, höchst interessant! Ich will Ihnen gestehen, lieber Kapitän, dass Sie mir gleich im Augenblick unserer ersten Begegnung eine warme Sympathie eingeflößt haben. Jetzt verstehen wir einander noch besser, und ich denke,

dass eine Gelegenheit kommen wird, den Gefühlen, welche wir beiderseits hegen, einen Ausdruck zu geben, der dieser deutschen Familie nicht angenehm sein wird. Ich bin nicht der Mann, der eines Menschen Verderben will, aber einem Königsau werde ich niemals verzeihen können, dass er diesen Namen trägt. Reichen wir uns die Hand zu dem Übereinkommen, uns gegenseitig zu unterstützen, wenn es gilt, denen, welche uns auf eine solche Weise beleidigten, zu zeigen, dass ein Franzose sich wenigstens von einem Deutschen nie ungeahndet beleidigen lässt!«

Nichts konnte dem Kapitän willkommener sein als diese Aufforderung. Er schlug sofort in die dargebotene Hand des Grafen und sagte:

»Ich bin von ganzem Herzen bereit, auf ein solches Bündnis einzugehen. Es liegt in der menschlichen Natur, ja, es ist sogar die heiligste Pflicht eines jeden, der sich einen Mann nennt, keine Beleidigung ungerächt zu lassen. Wir erfüllen also nur diese Pflicht, indem wir die Absicht, welche Sie andeuteten, zur Wirklichkeit werden lassen.«

»Sie haben recht. Ich bin heute zur Kaiserin befohlen und werde nicht versäumen, die Angelegenheit des Barons de Sainte-Marie zum Vortrag zu bringen. Dass Baron Alban de Sainte-Marie der Mörder seiner Frau gewesen ist, darf der Sohn nicht entgelten. Und dass dieser Letztere zugleich der Sohn eines Mädchens ist, welches nicht zum Adel gehörte, kann auch kein Hindernis sein, die Rechte, welche sein Vater beanspruchen durfte, auf ihn übergehen zu lassen. Bringen Sie ihn unverweilt zu mir, und dann werde ich Ihnen morgen am Vormittag mitteilen, welche Hoffnungen wir hegen dürfen!«

Diese für den nächsten Morgen angekündigte Unterhaltung fand statt, und es stellte sich heraus, dass Richemonte allerdings große Hoffnungen hegen durfte, seinen Plan in Erfüllung gehen zu sehen. Der Kaiser hatte verlangt, ihn in einer Privataudienz zu empfangen, bei welcher auch die Kaiserin zugegen sein sollte. Diese Letztere, die einstige Dame des im höchsten Grade schlüpfrigen spanischen Hofes, fand Geschmack an gewissen Dingen, welche sonst nicht vor das Ohr einer Dame zu gehören pflegen. Sie war begierig, etwas über die letzte Liebe Napoleons zu erfahren, und interessierte sich daher schon im Voraus lebhaft für den Mann, welcher ihr diesen Genuss bereiten sollte.

Die Audienz fand statt. Richemonte verstand es, diese Gelegenheit zu benutzen. Er stellte seine damaligen Erlebnisse und Taten in ein möglichst vorteilhaftes Licht, gab sich sozusagen als Märtyrer, und als er entlassen wurde, ging er mit der Gewissheit von dannen, dass er, der einst aus der Armee Gestoßene, rehabilitiert werde. Und was den angeblichen Sohn des in Afrika verstorbenen Barons de Sainte-Marie betrifft, so hatte Napoleon der Dritte sich alle auf ihn bezüglichen Legitimationen und Dokumente vorlegen lassen, sich nach Durchsicht derselben befriedigt erklärt und das Versprechen gegeben, diese Angelegenheit sofort in die besten Hände zu legen.

## 2. Kapitel

Um diese Zeit befand Gebhardt von Königsau sich in der Heimat, und so war es die vollzählige Familie, welche von der amtlichen Mitteilung getroffen wurde, dass ein Sohn des einst verschwundenen Sainte-Marie erschienen sei und die Rückgabe des ihm rechtmäßigerweise zukommenden Erbes verlange.

Es wurde sofort der Rat eines tüchtigen Juristen eingeholt; er bestand in einem Achselzucken. Die Achseln anderer Sachverständigen wurden ebenso gezuckt. Darauf ging die Nachricht ein, dass die betreffende Person sich vollständig als der Sohn des Barons ausgewiesen habe und selbst vom Kaiser als derselbe anerkannt worden sei. Sollte man einen langwierigen Aktenkampf beginnen, dessen Ende gar nicht abzusehen war? Nein! Königsau, Vater und Sohn, entschlossen sich, den Meierhof abzutreten, und in Wahrheit mussten sie noch froh sein, dass ihnen nicht auch noch zugemutet wurde, für die Zeit, während welcher derselbe in ihrem Besitz gewesen war, Entschädigung zu zahlen.

Es war das kein geringer Verlust, welcher sie traf, aber sie verschmerzten ihn doch bei dem Gedanken, dass sie durch ihn noch lange nicht verarmt seien. Besaßen sie doch ihre zwei Güter, welche ihnen niemand nehmen konnte.

Niemand? Wie leicht ist oft etwas möglich, was unmöglich scheint! Der erste Blitz, welchen die im Südwesten aufgegangene Gewitterwolke entsendete, hatte getroffen, wenn auch nicht zerstörend gewirkt. War aber dadurch die elektrische Spannung ausgeglichen worden?

Der falsche Baron de Sainte-Marie hatte den Besitz der Meierei angetreten, aber nicht selbstständig, sondern unter der heimlichen Bevormundung des alten Kapitäns. Dieser hatte ein doppeltes Ziel erreicht. Er war, wenn auch nicht der nominelle, aber doch der tatsächliche Gebieter von Jeannette geworden und hatte sich zugleich an seinem Todfeind gerächt.

Der Baron spielte in jeder Beziehung eine jämmerliche Rolle, freilich ohne sich derselben zu schämen. Ein einziges Mal hatte er es gewagt, dem Kapitän Widerstand leisten zu wollen, war aber auf das Energischste zurückgewiesen worden. Der Kapitän hatte ihm erklärt, dass er hier auf dem Meierhof nichts zu sagen habe.

»Aber wer ist der Herr?«, hatte der Baron gefragt. »Du oder ich?«

»Ich!«, hatte die feste und bestimmte Antwort gelautet.

»So! Ah! Und wer ist der Baron?«

»Du bist es; aber durch einen Mord. Du hast den Sohn des Einsiedlers erschossen und dich an seine Stelle gesetzt. Ich will dir ein für alle Mal sagen, dass du mich nicht beherrschen kannst. Hüte dich, mich zu reizen! Der Versuch dazu würde dich deine Baronie kosten.«

»Willst du etwa damit sagen, dass du mich als Mörder anzeigen willst?«

»Ja, nichts anderes.«

»Du hast mir dabei geholfen!«

»Beweise es!«

»So beweise, dass ich der Mörder war, ohne dass du dabei gezwungen sein wirst, deine Mittäterschaft einzugestehen!«

»Rede nicht kindisch! Ich werde es dir natürlich nicht sagen, wie ich es anfangen würde, dich unschädlich zu machen, du weißt ganz genau, dass du mir nicht gewachsen bist, und das ist genug. Sei froh, dass du, der einstige Spion, Baron de Sainte-Marie genannt wirst und ein behagliches, ruhiges und sorgenfreies Leben führen kannst, und sei ferner froh, dass ich dir deinen glühendsten Wunsch erfüllt habe, das schönste Weib der Erde zu besitzen!«

»Du meinst Liama?«

»Wen sonst?«

»Die ist ja nicht mein Weib!«

»Das ist nicht meine Sache, sondern die deinige. Bist du so dumm, sie nicht faktisch als Frau zu besitzen, so ist das deine eigene Schuld.«

»Ich bin ja nicht mit ihr getraut. Sie ist Mohammedanerin geblieben.«

»Das braucht kein Mensch zu wissen.«

»Und sie lässt sich von mir nicht berühren.«

»So handelst du eben geradezu lächerlich. Du bist in sie verliebt, noch weiter als bis zu den Ohren, du girrst um sie wie ein Tauber um sein Täubchen, sie befindet sich vollständig in deiner Gewalt, und doch wagst du es nicht, sie anzurühren. Das verstehe, wer es verstehen kann; ich aber vermag nicht, es zu begreifen.«

Und doch war es sehr leicht zu begreifen. Einer reinen keuschen Weiblichkeit gegenüber fühlt ein mutloser Bösewicht sich ohne Macht. Das konnte der Kapitän, welcher doch ein Menschenkenner war, sich leicht sagen.

Diese beiden Menschen hatten Liama aus ihrer Heimat durch einen grässlichen Betrug hinweggelockt. Sie hatte ihnen vertraut und war ihnen in der Überzeugung gefolgt, dadurch ihren Vater und den geliebten Mann zu retten. Später hatte sie Gelegenheit gehabt, ihr Tun und Treiben zu beobachten, und war misstrauisch geworden. Es war ihr der Zweifel gekommen, ob das ihr gegebene Versprechen erfüllt worden sei. Sie hatte nach Beweisen verlangt, dass ihr Mann und ihr Vater am Leben geblieben seien, diese Beweise waren ihr nicht geliefert worden. Hatte sie die beiden bereits früher gehasst, so hasste sie dieselben jetzt noch viel mehr. Es kam ihr der Gedanke an Flucht; aber wie sollte sie diese bewerkstelligen? Sie verstand kein Wort Französisch, sie wurde in Jeannette fast wie eine Gefangene gehalten und bemerkte, dass sie keinen einzigen Augenblick ohne Aufsicht gelassen wurde. Der Kapitän war von allem Anfang an gegen die wahnwitzige Liebe seines Verwandten gewesen, er hatte dennoch Gründe gehabt, derselben zu willfahren, aber er sah gar wohl ein, in welcher Gefahr er Liama gegenüber sich stetig befand, und so war es kein Wunder, dass er ihr feindlich gesinnt blieb und sie fest im Auge behielt.

Dennoch aber hätte das arme, betrogene Weib seinen Entschluss, zu fliehen,

ausgeführt, wenn nicht ein Ereignis eingetreten wäre, welches sie zwang, noch auszuhalten. Sie wurde nämlich Mutter und gab einem Mädchen das Leben, in dessen liebem Gesicht sie die Züge ihres Saadi wiederzusehen glaubte. Dieser ihr von dem Kadi angetraute Mann war der Vater des lieblichen Kindes. Alle ihre Liebe, welche sie dem Ersteren nicht mehr zu widmen vermochte, konzentrierte sich auf das Letztere. Sie vergaß ihr Elend und lebte nur in dem Wesen, welchem sie das Leben gegeben hatte.

Diese Liebe war es auch, welche ihr die Kraft und Ausdauer verlieh, sich den Ansprüchen und Liebkosungen des Barons zu widersetzen. Er besuchte sie täglich wiederholt in den Räumen, welche ihr ausschließlich angewiesen waren und welche sie nicht verlassen durfte. Er knüpfte an die Erhörung seiner Wünsche die Erlaubnis zu einer freieren Bewegung; aber mit dem Scharfsinn des Naturkindes erkannte sie seine Schwäche und erriet, dass er dem Kapitän gegenüber vollständig machtlos war, in dessen Händen auch sie sich befand.

Je länger und fester sie widerstand, desto mehr steigerte sich die Gier des Barons. Es gab Augenblicke, in denen er sich fast sinnlos gebärdete. Dazu kamen Bilder aus der Vergangenheit, welche ihn des Nachts beängstigten. Finstere, drohende Schatten bewegten sich in seinen Träumen, Schüsse knallten, blutige Tropfen umspritzten ihn, und wenn er dann erwachte, war es ihm, als ob er mit wirklichen Gestalten zu kämpfen gehabt hätte; er stöhnte und wimmerte leise vor sich hin, und es gab nur einen, der ihn zum Schweigen brachte – der alte Kapitän, welcher erst zu Drohungen, dann aber zu Tätlichkeiten griff, um die Geister zu bannen, die sich des Barons bemächtigt hatten.

Diese Anfälle traten je länger, desto öfter ein. Es kam vor, dass der Baron selbst durch die angegebenen Mittel nicht zur Ruhe und zum Schweigen gebracht werden konnte. In diesem Zustand der Angst, Furcht und Verzweiflung verlangte er nach Liama, und der alte Richemonte war klug genug, sich diesem Wunsch nicht zu widersetzen. Liama, die Betrogene, wurde die Trösterin des Betrügers. Ihr bloßer Anblick genügte, ihn zu beruhigen und ihm den Gebrauch seiner Sinne zurückzugeben.

Dies rettete ihr vielleicht das Leben. Der Kapitän kannte ihren glühenden Wunsch nach Befreiung aus ihren Fesseln. Ihr Entkommen aber wäre sein Verderben gewesen, und da ihre immerwährende unausgesetzte Bewachung keine leichte war, so ließ sich bei seiner Rücksichts- und Gewissenlosigkeit wohl vermuten, dass er zu dem Entschluss kommen könne, sich durch eine Gewalttat seine Sicherheit wiederzugeben. Aber ebenso gefährlich war ihm der Wahnwitz des Barons, und da die Ausbrüche desselben nur durch Liama gemildert und beruhigt werden konnten, so war es notwendig, sie leben zu lassen.

Das Kind der Baronin, von welchem der Baron wohl wusste, dass es nicht das seinige sei, wurde schweigend von ihm anerkannt und auf den Namen Marion getauft. Sein junges Leben bildete die Kette, durch welche die unglückliche Mutter in ihrer Gefangenschaft festgehalten wurde. Es wäre ihr niemals in den Sinn gekommen, ohne dasselbe zu fliehen; das erkannte der Kapitän, und daher bewachte er die kleine Marion noch sorgfältiger als ihre Mutter und bedeutete der Letzteren übrigens noch, dass der geringste Ungehorsam gegen ihn dem Mädchen das Leben kosten werde. Das war mehr



als genug, jeden Fluchtgedanken von Liama fernzuhalten.

Was die Bevölkerung der Umgegend betrifft, so war derselben wohl bekanntgeworden, dass der Baron verheiratet sei, das Weitere ging ja keinen Menschen etwas an. Zwar gelang es zuweilen einem Auge, die schöne, geheimnisvolle Frau zu erblicken, aber warum dieselbe sich in so außerordentlicher Verborgenheit halte, das versuchte man gar nicht zu ergründen. Vornehme Herrschaften haben ja ihre Schrullen.

Selbst wenn Graf Rallion nach Jeannette kam, wurde Liama nicht zur Gesellschaft gezogen. Ein kleiner Umstand hätte ja leicht alles verraten können. Dass der Graf einmal energisch nach der Baronin verlangen könne, stand gar nicht zu erwarten. Er erkundigte sich in höflicher, aber gleichgültiger Weise nach ihr, wenn er kam; er ließ sich ihr empfehlen, wenn er wieder abreiste, das war alles, was er tat.

Dieses Verhalten war zwar seltsam, aber dennoch leicht zu erklären.

Die beiden, er und der Kapitän, hatten sich nach und nach immer besser kennengelernt. Jeder erblickte ein höchst brauchbares Werkzeug in dem anderen. War der Graf feig und gewissenlos, so war der Kapitän frech und rücksichtslos. Der Erstere hielt es am liebsten mit der weniger gefährlichen Hinterlist, während der Letztere vor keiner Gefahr, vor keiner Tat zurückbebt, wenn es galt, seinen Zweck zu erreichen. So ergänzten sich beide, sobald ihre Zwecke dieselben waren, und dieser Fall kam nicht sehr selten vor.

Wenn sie beieinandersaßen, kam die Rede stets auf die Familie Königsau. Beide fühlten sich sehr befriedigt darüber, dass es ihnen gelungen war, ihr den Meierhof Jeannette zu entreißen; aber noch weit größere Freude hätten sie empfunden, wenn ihnen die Mittel geworden wären, diese verhasste Familie ganz und vollständig zu verderben.

So befanden sie sich einst bei einer abermaligen Anwesenheit des Grafen in dem Zimmer des Kapitäns und unterhielten sich über dieses Thema. Sie suchten mit wahrhaft diabolischem Scharfsinn nach einem Weg, auf welchem es möglich sei, eine vollständige Rache auszuüben, aber all ihr Sinnen und Forschen führte zu keinem befriedigenden Resultat. Darum gingen sie missmutig auseinander, um sich schlafen zu legen.

Der Kapitän hatte die Gewohnheit, stets, bevor er sich zur Ruhe begab, seine geschäftlichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Er hatte heute von einem Getreidehändler eine größere Summe Geldes geschickt bekommen, welche von ihm noch nicht gebucht und nachgezählt worden war. Darum schloss er den Laden, setzte sich an den Schreibtisch und zog das Geld hervor.

Die leichte Arbeit war bald getan, und eben hatte er das Geld wieder verschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt, als es ihm war, als ob er draußen auf dem Gang leise Schritte vernehme.

Er lauschte. Ja, wirklich! Da draußen schlich sich jemand näher und hielt vor seiner Tür an. Wer war das? Was wollte man? Kam ein Diener, um ihm noch etwas Notwendiges mitzuteilen? Das war sehr unwahrscheinlich. Er hatte Geld gezählt; der Gedanke an einen Dieb lag ihm daher nahe. Rasch entschlossen, wie er war, löschte er sein Licht aus, nahm

das Terzerol, welches stets geladen neben seinem Bett hing, und legte sich in das Bett. Er deckte sich so zu, dass nur sein Kopf zu sehen war, so dass man nicht bemerken konnte, dass er noch angekleidet sei.

Das Terzerol schussbereit haltend, wartete er still und bewegungslos der Dinge, die da kommen sollten.

Er brauchte nicht lange zu warten. Er bemerkte, dass fast unhörbar von außen ein Schlüssel angesteckt wurde. Er hatte den seinigen von innen abgezogen und dann den Nachriegel vorgeschoben. Nach seiner Ansicht war es also unmöglich, in das Zimmer zu gelangen, da der Nachriegel ja nicht mittels eines Schlüssels zurückgeschoben werden konnte. Aber er täuschte sich. Zu seinem Erstaunen hörte er, dass der Riegel leise, ganz leise sich bewegte, und ein kühler Luftzug, welcher hereindrang, verriet ihm trotz der Dunkelheit, dass die Tür geöffnet worden sei.

Er lauschte in atemloser Spannung. Eine ganze Weile lang war nicht der Hauch eines Geräusches zu vernehmen. Es stand fest, dass derjenige, welcher geöffnet hatte, unter der Tür stand, um zu hören, ob der Kapitän fest schlafe. Dieser ließ daher jetzt ruhige, gleichmäßige Atemzüge ertönen.

Diese Manipulation war von Erfolg. Fast unhörbare Schritte nahten sich langsam. Abermals wurde gelauscht, und dann erhellte ein plötzlicher Lichtstrahl das ganze Zimmer.

Der Kapitän ließ das eine Auge fest geschlossen; das aber, welches mehr im Schatten war, öffnete er ein ganz klein wenig und gewahrte so einen Mann, welcher ungefähr drei Fuß vor seinem Bett stand und den Schein einer rasch geöffneten Blendlaterne auf das Letztere fallen ließ. Eine Waffe war nicht zu sehen. Er hatte eine Maske vor das Gesicht gebunden und beobachtete den Kapitän, ob derselbe wirklich fest im Schlaf liege.

Richemonte setzte sein ruhiges Atmen fort, war aber bereit, bei der geringsten, gefährlich erscheinenden Bewegung des Eindringenden die Hand mit dem Terzerol unter der Bettdecke hervorstrecken.

Der Verlarvte schien befriedigt zu sein. Er wendete sich ab und trat völlig unhörbar zum Schreibtisch. Dabei fiel der Schein der Laterne auf die Tür, und der Kapitän bemerkte, dass dieselbe zugeklinkt worden war. Der Dieb schien in seinem Handwerk außerordentlich gewandt und erfahren zu sein.

Er griff in eine Tasche und zog einen Schlüssel hervor. Es zeigte sich, dass derselbe ganz genau in das Schloss jenes Faches passte, in welchem das Geld lag. Der Mann öffnete, zog den Kasten auf und steckte das Geld zu sich, und zwar mit einer Sicherheit, als ob er von den Verhältnissen auf das Genaueste unterrichtet sei. Dann schloss er das Fach wieder zu, steckte den Schlüssel ein und schickte sich an, sich ebenso leise zu entfernen, wie er gekommen war.

Ihm dies zu gestatten, lag aber ganz und gar nicht in der Absicht des Kapitäns. Dieser war schlau genug, einzusehen, dass er sich vor allen Dingen der brennenden Laterne bemächtigen müsse, wenn es ihm gelingen sollte, den Dieb zu fangen und einen jedenfalls gefährlichen Kampf im Finsternen zu vermeiden. Er fuhr daher in dem Augenblick, in

welchem der Mann sich vom Schreibtisch abwendete, aus dem Bett empor und mit einem raschen Sprung an dem Dieb vorüber, welchem er dabei die Laterne entriss. Sich zwischen ihn und die Tür stellend, ließ er den Schein des Lichtes auf ihn fallen und hielt ihm zugleich das Terzerol entgegen.

»Halt!«, gebot er ihm in nicht zu lautem, aber doch befehlendem Ton.



Der Kapitän ließ den Schein des Lichtes auf den Dieb fallen.

Der Mann war so überrascht und erschrocken, dass er einige Augenblicke lang wie erstarrt stehen blieb. Dann aber drehte er sich, da ihm die Flucht durch die Tür unmöglich schien, nach dem Fenster um.

»Abermals halt!«, gebot der Kapitän. »Auch dort lasse ich dich nicht durch, mein Bursche!«

Da zog der Mensch ein langes Messer aus der Tasche und machte Miene, sich den Ausgang mit demselben zu erzwingen.

»Steck das Messer ein, Kerl, sonst schieße ich!«

Dieser Befehl war in einem so nachdrücklichen Ton gegeben worden, dass der Dieb die Hand mit dem Messer sinken ließ.

»Weg das Messer, sage ich, sonst schieße ich!«, wiederholte Richemonte. »Eins – zwei – dr...«

Er kam nicht dazu, die ›Drei‹ auszusprechen. Der Dieb mochte immerhin ein verwegener Kerl sein, aber er musste doch einsehen, dass eine Kugel schneller ist als eine Messerklinge. Er steckte also das Messer langsam wieder zu sich.

»Lege das Geld wieder hin auf den Schreibtisch!«

Der Dieb schien zögern zu wollen, als aber Richemonte ihm mit dem erhobenen Terzerol drohend einen Schritt näher trat, wendete er sich nach dem Tisch, zog die Beutel, in denen sich die Summe befand, hervor und legte sie an den angegebenen Ort.

»Nun die Maske ab!«, befahl der Kapitän.

»Das tue ich nicht!«

Das waren die ersten Worte, welche er hören ließ. Bei dem Ton dieser Stimme zuckte der Kapitän zusammen.

»Alle Teufel! Höre ich recht?«, fragte er. »Du willst dein Gesicht also nicht sehen lassen, mein Bursche?«

»Nein!«

»So weiß ich gar wohl, warum.«

Der Mann schwieg; darum fuhr Richemonte fort:

»Du schämst dich, dein Gesicht zu enthüllen, weil es jedenfalls schmachvoller ist, seinen Herrn zu bestehlen als einen Fremden. Habe ich recht, Henry?«

Er erhielt keine Antwort.

»Nun«, meinte der Kapitän, »wenn du weder sprechen noch dich demaskieren willst, so ist das umso schlimmer für dich. Ich werde Leute herbeirufen, während ich im anderen Fall vielleicht geneigt sein dürfte, diese Angelegenheit unter vier Augen mit dir in Ordnung zu bringen.«

Er war sonst ganz und gar nicht der Mann, eine solche Milde walten zu lassen; aber es war ihm im gegenwärtigen Augenblick ein Gedanke gekommen, welcher mehr wert war als die Genugtuung, einen Dieb bestraft zu sehen.

»Ist das wahr?«, fragte jetzt der Mann.

»Ja.«

»So versprechen Sie es mir mit Ihrem Ehrenwort!«

»Unsinn! Einem Spitzbuben gibt man kein Ehrenwort. Das merke dir! Ich habe ja noch gar nicht gesagt, dass mit dem Ordnen unter vier Augen eine Strafflosigkeit gemeint sei; aber es ist dennoch möglich, dass dieser Fall eintritt, wenn du mir nämlich unbedingt gehorchst. Versprechen aber werde ich nichts.«

»Nun, ich bin ja doch in Ihrer Hand. Diese verdammte Pistole hatte ich in meinem Programm nicht mit aufgeführt. Ich muss mich also auf Gnade oder Ungnade ergeben.«

»Gut. Also fort mit der Larve!«

Jetzt gehorchte der Mann. Er nahm die Larve ab, und nun kam ein Gesicht zum Vorschein, welches einem vielleicht noch nicht ganz dreißig Jahre alten Mann gehörte. Dieses hätte keineswegs den Verdacht erregt, einem Spitzbuben anzugehören. Die Züge waren regelmäßig und beinahe hübsch zu nennen. Freilich weiß man ja, dass gerade solche Gesichter am meisten trügen.

»Henry!«, sagte der Kapitän. »Also habe ich mich doch nicht getäuscht, als ich glaubte, dich an der Stimme zu erkennen. Mein eigener Diener bricht bei mir ein!«

Es mochte in dem Ton oder in dem Gesicht des Alten etwas für den Dieb Beruhigendes liegen, denn die Züge des Letzteren nahmen einen frivolen Ausdruck an, indem er antwortete:

»Aber er wird dabei erwischt!«

»Ja, Mensch! Das Erwischen ist schlimmer als das Einbrechen. Ich wenigstens rechne dir das Erstere viel mehr an als das Letztere. Du hast dich da ganz schauderhaft blamiert.«

»Oh, Herr Kapitän, ich werde es nicht wieder tun!«

»Was? Das Einbrechen oder das Erwischenlassen?«

»Das weiß ich nicht genau.«

Der Alte bemühte sich, ein grimmiges Gesicht zu ziehen, und doch vermochte er nicht, ein befriedigtes Zucken zu verbergen. Das grimmige Zähnefletschen, welches man jetzt hätte erwarten sollen, war ganz und gar nicht zu bemerken.

»Bist du toll!«, meinte er. »Ist das die Stimme eines Spitzbuben, welcher auf der Tat ertappt worden ist?«

»Nein«, lachte der Mann, »es sind vielmehr die Worte eines ehrlichen Menschen, welcher offen sagt, was er denkt.«

»Du weißt also wirklich noch nicht genau, ob du nach der Lehre, welche du gegenwärtig empfängst, das Einbrechen lassen wirst?«

»Nein, ich weiß es nicht.«

»Donnerwetter! Kerl! Mensch! Was soll ich da von dir denken? Hast du nicht bereits in der Schule gelernt, dass nur die wahre Reue Rücksicht und Begnadigung verdient?«

»Ja; aber ich glaube nicht daran.«

»Henry, du bist wirklich ein ganz und gar schlechter Kerl.«

»Das ist vielleicht recht gut für mich. Ich habe sehr oft gesehen und erfahren, dass es den schlechtesten Menschen am besten geht, während die Guten elend und unglücklich sind.«